

HOLGER ZABOROWSKI · WASHINGTON D.C.

«WAS ER EUCH SAGT, DAS TUT!»

Eine Meditation zur Hochzeit von Kana

«Je mehr man in den Evangelien liest,
desto stärker scheint durch das
menschliche Antlitz Christi die göttliche Person hindurch,
genauso wie man, je länger man den Himmel betrachtet,
immer mehr Sterne darin entdeckt.»¹

Julien Green

«Die Kunst ist, wenig genug zu lesen.»²

Elias Canetti

Als Menschen leben wir in der Sprache, wir leben – als Sprache, als Sprechen – von Worten her, von Texten, die immer wieder neu in die Lebendigkeit des gesprochenen Wortes hinein erweckt werden müssen, die nur dann recht sprechen, recht verstanden werden können, wenn wir offen sind und sie zu uns sprechen lassen. Wenn wir uns ansprechen lassen, in ein Gespräch eintreten, sei es direkt mit anderen Menschen oder mit dem, was uns an Äußerungen anderer Menschen überliefert ist, findet auch unsere Identität Gestalt, bestimmt sich auch, wer wir eigentlich sind. Wir leben – auch – von Texten, von Worten her. Das gilt in besonderer Weise für jene Worte, die über lange Zeiten hinweg unsere Identität bestimmen: die maßgeblichen Texte, in denen eine Kultur zu sich kommt und von denen her sie sich bestimmt, oder die heiligen Texte und Bücher, die unser religiöses Leben bestimmen, in denen Ausdruck findet, was wir eigentlich glauben und worauf wir letztlich setzen und hoffen.

Für den Christen sind die bestimmenden Texte die Schriften des Alten und des Neuen Testaments: eine reiche Fülle unterschiedlichster Worte

HOLGER ZABOROWSKI, Jahrgang 1974; Studium der Theologie, Philosophie und Klassischen Philologie in Freiburg i.Br., Basel und Cambridge; Promotion an der Universität Oxford. 2002-2005 Wissenschaftlicher Assistent für Religionsphilosophie an der Universität Freiburg i.Br.; seit 2005 lehrt er Philosophie an der Catholic University of America, Washington D.C.

und Texte. Nicht alle dieser Worte waren aber zu allen Zeiten gleich wichtig, nicht alle diese Worte sprechen in gleicher Weise einen jeden an. Jeder hat seine eigenen Lieblingstexte, Texte, die besonders gefallen, die aber auch in besonderer Weise herausfordern können. Die Identität, die sich von den biblischen Texten her bestimmt, ist also keine monolithische, keine immer und überall gleiche Identität. Denn wir müssen uns je neu von diesen Texten ansprechen lassen: je neu in unserer eigenen geschichtlichen und existenziellen Situation, die uns taub für das eine, sensibel für das andere Wort macht.

Aber es gibt auch Texte, die immer wieder neu Menschen ansprechen, die, gleichsam ein Kanon im Kanon, zu den großen Worten gehören, weil in ihnen in besonderer Weise sich etwas sagt, weil in ihnen in besonderer Weise die Wahrheit deutlich wird und erscheint, um die es in den biblischen Texten geht – und weil in ihnen in besonderer Weise etwas über denjenigen gesagt wird, der das Wort genannt wird, weil, vielmehr noch, in ihnen das Wort in besonderer Weise erscheint und spricht.

Die biblische Erzählung von der Hochzeit zu Kana gehört zu diesen großen Worten, zu diesen Schlüsseltexten, die immer wieder, über Generationen und Epochengrenzen hinweg, in verschiedenen Kulturkreisen und Ländern, Menschen ansprechen. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Beliebtheit, die diese Erzählung in der Kunst- und Literaturgeschichte gefunden hat. So hat – um ein zeitgenössisches Beispiel zu nennen – Herbert Meier in einfachen, die Einfachheit des Geschehens nachzeichnenden Worten dem Geschehen in Kana Ausdruck verliehen: Festliche Stimmung, Gesänge, Tanz, ein gelungenes Hochzeitsfest. Doch die festliche Stimmung ist in Gefahr: ausgetrunkene Amphoren. Und da geschieht etwas besonderes. Das fragende Auge der Mutter trifft Jesus, und er handelt und zeigt den staunenden Gästen, wer er eigentlich ist: «O die Gesänge, / die über die schlafenden Würfel / der Häuser hin klingen. // An festlichen Tischen tanzen // die Schatten des Feigenbaumes, / wo Er inmitten der Gäste / die ausgetrunkenen Amphoren / der Hochzeit erblickt. // Da trifft ihn / das fragende Auge der Mutter. // Und es reifen in seinen Händen / Traubenglocken, fließt / in übervolle Wasserkrüge / der lange gekelterte Wein. // Staunend verstummt der Gesang.»³ Kein Wort wird gesprochen (sehen wir von den Gesängen ab), das Geschehen ist zunächst ganz auf das Sehen konzentriert – der Blick Jesu, das fragende Auge seiner Mutter – und damit auf ein viel intensiveres, viel intimeres Begegnen. Letztlich spricht aber nur die Handlung – und zwar nicht für sich, sondern für den, in dessen Händen Traubenglocken reifen. Mit keinem Wort kann man diesem Geheimnis recht begegnen. Die Gäste verstummen staunend. Und doch spricht ein Wort, zeigt sich, erscheint ein Wort: «Er inmitten der Gäste». Und dies gilt es – augenblicklich – zu sehen: «Staunend verstummt der Gesang».

Dass die kurze Erzählung von der Hochzeit zu Kana so bedeutsam werden konnte, dürfte kaum verwundern, spiegelt sich in ihr doch wie in einem Brennspiegel das Ganze des Evangeliums, die frohe Botschaft des Wortes, das Fleisch annahm und unter uns (inmitten von uns Gästen ...) wohnte. Gerade die Situation der Hochzeit, des Festes und des Mangels, mag vielmehr noch als viele andere biblische Erzählungen uns über die Zeiten hinweg ansprechen – und zur Darstellung und Nacherzählung und -dichtung reizen. Die wenigsten mögen heute noch Schafe hüten und die Erfahrungen von Hirten oder Nomaden teilen, doch wir alle feiern, wir alle wissen um die Bedeutung von Hochzeiten und anderen Festen, wir alle kennen die Furcht des Gastgebers, dass etwas ausgehen könne, dass die Gäste nicht satt werden, dass sie einen schlechten Eindruck bekommen und unzufrieden, enttäuscht nach Hause gehen: «Am dritten Tag fand in Kana in Galiläa eine Hochzeit statt, und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit eingeladen. Als der Wein ausging, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr.» Schnell sind wir mitten im Geschehen, doch Jesus bremst seine Mutter und «erwiderte ihr: Was willst Du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.» Nein, es ist zu früh, es heißt also noch zu warten. «Noch nicht», das Warten – weitere Schlüssel für das Verständnis des Wirkens Jesu. Doch irgend etwas geschieht, im Hintergrund der Erzählung, etwas, von dem wir nichts direkt erfahren, das wir nur anhand seiner Auswirkungen erahnen können. Denn Maria spricht nun mit Autorität zu den Dienern: «Was er euch sagt, das tut!»

Und nun, erst jetzt, spricht auch Jesus – wenn auch mit fast lakonischer Kürze: «Es standen dort sechs steinerne Wasserkrüge, wie es der Reinigungsvorschrift der Juden entsprach; jeder fasste ungefähr hundert Liter. Jesus sagte zu den Dienern: Füllt die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis zum Rand. Er sagte zu ihnen: Schöpft jetzt, und bringt es dem, der für das Festmahl verantwortlich ist. Sie brachten es ihm. Er kostete das Wasser, das zu Wein geworden war. Er wusste nicht, woher der Wein kam; die Diener aber, die das Wasser geschöpft hatten, wussten es.» Sie wußten es, aber scheinen nichts zu sagen. Auch sie schweigen, auch sie sind verstummt. Nun aber ließ er, der Mann in Verantwortung für das Fest, «den Bräutigam rufen und sagte zu ihm: Jeder setzt zuerst den guten Wein vor und erst wenn die Gäste zuviel getrunken haben, den weniger guten. Du jedoch hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten.» Wir wissen nicht, was der verdutzte Bräutigam geantwortet hat. Wir können es uns denken. Aber darauf kommt es eigentlich nicht mehr an, steht doch etwas ganz anderes im Vordergrund: «So tat Jesus sein erstes Zeichen, in Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.»⁴ Jesus offenbarte seine Herrlichkeit und das, was noch kommen sollte: eine andere

Hochzeit, ein anderes Fest, eine andere Verwandlung, eine tiefere Transformation.

Diese biblische Erzählung ist kaum an Kürze und Prägnanz zu übertreffen. Die Mutter spricht, Jesus spricht, die Diener handeln, wie ihnen geheißen ist, Jesus, seine Mutter und die Jünger ziehen weiter. Aber gerade in ihrer Konzentration auf das Wesentliche, in ihrer Einfachheit liegen tiefere Dimensionen verborgen, hinter ihren Worten soll ein anderes Wort, ein herrliches Wort durchscheinen. Der Text wird so transparent auf den ihm zugrunde liegenden «Urtext» hin und verwandelt sich, im rechten Verstehen, in der Aufmerksamkeit auf seinen Ur-Grund, selbst, wird zu mehr und einem anderen, als er zunächst zu sein scheint, zeigt in der Weile des aufmerksamen Lesen und Betrachtens seine identitätsstiftende, -herausfordernde und -verwandelnde Wirkung: Verwandlung, auch dies ist eines der Schlüsselworte, die das Wirken Jesu beschreiben: bis zu seinem Tod – und darüber hinaus. Auch er wird bis zum Ende den guten Wein zurückhalten. Erst am Ende, wenn alles vorbei zu sein scheint, wird sich der gute, der beste Wein offenbaren: die Herrlichkeit. In Kana gibt es nur einen Vorschein dessen, was sich erst noch vollends zeigen wird. Und daher ist die Erzählung von der Hochzeit zu Kana mehr als eine einfache Wundergeschichte, wie es derer so viele gibt. Es ist ein kleines Evangelium, das Ganze – im Fragment, in der Gebrochenheit weniger Blicke und Worte eine Gewißheit: «Was er euch sagt, das tut.» Und dies, das Offenbarwerden dieses herrlichen Sagens, weist über die Hochzeit weit hinaus. Das Wunder bei der Hochzeit zu Kana ist nichts, was einfach nur *en passant* geschehen wäre – so sehr das Evangelium dies nahe zu legen scheint. Was geschehen ist, nimmt vorweg, weist in die Zukunft, orientiert auf Ostern hin.

Rainer Maria Rilke hat dies deutlich gesehen und in seinem Gedicht «Von der Hochzeit zu Kana» zum Ausdruck gebracht. In diesem Gedicht, das zu den bewegendsten Gedichten seines Zyklus' «Marienleben» gehört und von Maria her die Geschehnisse bei der Hochzeit zu Kana zu deuten versucht, deutet er, was zu Kana geschah – in einer schwebenden, die ganze Abgründigkeit des Geschehens fassenden Sprache. Dieses Gedicht gehört zu den tiefsten, den textnächsten Interpretationen der Erzählung von der Hochzeit zu Kana, gerade auch weil Rilke sah, inwiefern das Geschehen in Kana Zukunft eröffnete – und welche Zukunft es eröffnete: eine Ankündigung des Leidens, des Opfers und des Kreuzestodes und somit – unaufhaltsam – auch der Verwandlung der Tränen Mariens in Blut, aber auch die Ankündigung der Verwandlung des Todes in Leben, der Niedrigkeit in Herrlichkeit. So steht auch Maria in der Mitte des Geschehens – die Hochzeit zu Kana ist ja vor allem auch ein Schlüsselereignis ihres Lebens – und wird, in all ihrer «blinden Eitelkeit» und all ihrer Freude an ihrem Sohn, selbst verwandelt. Von nun an wird nichts mehr so sein, wie es mal war:

nach diesem Offenbar-Werden, diesem Zeigen auf ihren Sohn, diesem (von Rilke nicht ausdrücklich erwähnten) Gebot, die Diener mögen tun, was er, ihr Sohn, ihnen sage: «Konnte sie denn anders, als auf ihn / stolz sein, der ihr Schlichtestes verschönte? / War nicht selbst die hohe, großgewöhnte / Nacht wie außer sich, da er erschien? // Ging nicht auch, dass er sich einst verloren, / unerhört zu seiner Glorie aus? / Hatten nicht die Weisesten die Ohren / mit dem Mund vertauscht? Und war das Haus // nicht wie neu von seiner Stimme? Ach / sicher hatte sie zu hundert Malen / ihre Freude an ihm auszustrahlen / sich verwehrt. Sie ging ihm staunend nach. // Aber da bei jenem Hochzeitsfeste, / als es unversehns an Wein gebracht, – / sah sie hin und bat um eine Geste / und begriff nicht, dass er widersprach. // Und dann tat er's. Sie verstand es später, / wie sie ihn in seinen Weg gedrängt: / denn jetzt war er wirklich Wundertäter, / und das ganze Opfer war verhängt, // unaufhaltsam. Ja, es stand geschrieben. / Aber war es damals schon bereit? / Sie: sie hatte es herbeigetrieben / in der Blindheit ihrer Eitelkeit. // An dem Tisch voll Früchten und Gemüse / freute sie sich mit und sah nicht ein, / dass das Wasser ihrer Tränendrüsen / Blut geworden war mit diesem Wein.»⁵

Maria weist, wie immer, von sich selbst her weg auf den, dessen Herrlichkeit sich anfänglich gezeigt hat: Ihr, der Mutter, schon zuvor, denn sie, voller Freude, «ging ihm staunend nach», ihm, dessen Glorie, dessen alles neu machende Herrlichkeit sie schon erfahren durfte. Und auch sie, so Rilke, kann nicht anders als – staunen.

Dies, das staunenerregende Geheimnis besteht, so lange menschliche Geschichte besteht: in eben jener Spannung von schon und noch nicht, jener Spannung, die auf den späten, den besten Wein noch wartet, noch warten muß. Wie aber ist in dieser Spannung zu leben? Auch auf diese Frage gibt sich eine Antwort: nämlich im Anspruch des Wortes, das er, dessen Herrlichkeit offenbar wurde, sagt und das er ist: «Was er Euch sagt, das tut.» Man kann die Bedeutung dieses Satzes für das christliche Selbstverständnis kaum überschätzen – vielleicht weist Rilkes Verschweigen dieses Satzes gerade darauf hin: ein Satz, der – wie die Herrlichkeit Jesu – gerade in seiner Abwesenheit anwesend ist, der gerade im Fehlen, im Mangel, in der Enttäuschung der Erwartungen seine nicht nur den weiteren Lebenslauf Jesu bestimmende Kraft entwickelt: «... und das ganze Opfer war verhängt.» Denn damit, mit diesen wenigen Worten, ist der Anspruch eines jeden geschriebenen heiligen Textes nicht in Frage gestellt – «Ja, es stand geschrieben» –, aber doch bezogen auf ein lebendiges Sagen, an direktes Ansprechen, das gesprochene Wort, das zum Tun ermahnt und in dem, was wir tun, bestimmt sein läßt, wer wir sind. Die Herrlichkeit in diesem Sagen bleibt letztlich immer eine verborgene Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, angesichts derer kaum mehr (und kaum weniger) angebracht zu sein scheint

als eine Antwort im Tun. Das Sagen selbst bleibt so in einem nach-folgenden Schweigen, im stummen Staunen aufgehoben, das Offenbare im Verborgenen, im stillen Wissen geschützt, die Tränen im Blut geläutert, das Herrliche in der Niedrigkeit aufgehoben – und in den Taten: «das tut», in Taten, die ihr Vorbild in einem anderen Tun haben: «Dann tat er's.»

ANMERKUNGEN

¹ Julien Green, Tagebücher 1990-1996, aus dem Französischen und mit einem Vorwort von Elisabeth Edl, München 1999, 575f.

² Elias Canetti, Die Fliegenpein. Aufzeichnungen, Frankfurt am Main 1995, 30.

³ Herbert Meier, Kana, in: Gesammelte Gedichte. Mit einem Essay von Alois M. Haas, Freiburg 2003, 40.

⁴ Joh 2, 1-12 (Einheitsübersetzung).

⁵ Rainer Maria Rilke, Von der Hochzeit zu Kana, in: Die Gedichte, Frankfurt am Main ⁸1996, 619-620.